

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Monteverdi: L'incoronazione di Poppea; Pia Davila, Elvira Bill, Geneviève Tschumi, Jan Börner, Cantus Firmus Consort, Andreas Reize (2021); Rondeau (4CDs)

Schon 2008 wurde bei den Tagen Alter Musik in Herne die neapolitanische Version von „L'incoronazione di Poppea“ vom Ensemble La Venexiana vorgestellt und vom WDR aufgezeichnet. Die erste kommerzielle Aufnahme ist nun die vorliegende mit dem cantus firmus consort unter Andreas Reize, der auf Schloss Waldegg bei Solothurn ein kleines Opernfestival leitet, im Hauptberuf aber seit 2020 als Thomaskantor in Leipzig wirkt.

Die neapolitanische Fassung hat gegenüber der üblichen venezianischen viele neue Nummern wie etwa das jauchzende hitverdächtige Duett „Su, Venere ed Amor“ zwischen Nerone und Poppea, das sogar der populären Schlussnummer „Pur te miro“ den Rang ablaufen könnte. Die Fassung ist also hochinteressant, aber mit Sicherheit nicht von Monteverdis letzter Hand. Eher handelt es um eine Oper aus der Werkstatt Monteverdis.

Reizes Aufnahme ist brillant, emotional, stillkundig und dramatisch packend zugleich, etwa in dem ergreifenden Rezitativ, wenn Ottavia Ottone zum Mord an Poppea anzustacheln versucht. Das ganze Geschehen hat über vier Stunden hinweg einen geschmeidigen Fluss und durch die klug eingesetzten Continuo-Instrumente (Cembali, Orgel mit Regalregister, Streicher, Laute, Harfe) einen großen klanglichen Abwechslungsreichtum.

Außerdem trifft man auf ein Sängensemble, in dem eine Stimme schöner als die andere klingt, mit Elvira Bill als Nerone und Pia Davila als Poppea an der Spitze, ohne dass die beiden unter den 13 Protagonisten sich in den Vordergrund drängten. Wahrscheinlich mit Hilfe von Schweizer Sponsoren ist so über die ungewöhnliche lange Dauer von acht Aufnahmetagen eine auch klanglich exquisite Produktion zustande gekommen.

Richard Lorber



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

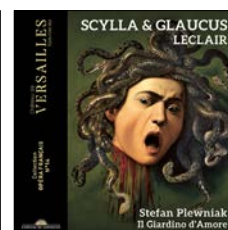
Pasquini: L'Idalma; Arianna Vendittelli, Juan Sancho, Margherita Maria Sala, Rupert Charlesworth, Innsbrucker Festwochenorchester, Alessandro De Marchi (2021); cpo (3CDs)

Als Leiter der Innsbrucker Festwochen der Alten Musik entdeckt Alessandro De Marchi seit Jahren eine italienische Barockoper nach der anderen. 2021 war es „L'Idalma“ von Bernardo Pasquini, eine der frühesten komischen Opern überhaupt und eine der frühesten Versionen des Don-Giovanni-Stoffs, 1680 in Rom uraufgeführt. Hier ist es Lindoro, der partout nicht treu sein kann. Er hat seine Geliebte Irene zugunsten von Idalma verlassen, sie geheiratet, ist ihr überdrüssig geworden und will wieder zurück zu seiner alten Geliebten, die inzwischen Celindo geheiratet hat. Dann gibt es mit dem Diener Pantano und dem Pagen Dorillo noch die obligatorischen niederen Rollen, wobei Letzterer in einer emanzipatorischen Arie singt, dass es ungerecht sei, wenn man bei den Frauen das Fremdgehen mit Ehrlosigkeit verbindet, den Männern aber durchgehen lässt.

Von der musikalischen Struktur her hat Pasquini den Operntypus vorgeprägt, den Alessandro Scarlatti ein paar Jahre später zur Blüte trieb: Kurze Arien unterbrechen ein beständiges Parlando. Da gibt es wirklich schöne Nummern wie Irenes „Per abatter d'un alma feroce“, die Margherita Maria Sala mit ihrer wunderbaren Contralto-Stimme in einer Mischung aus Wut und Betroffenheit vorträgt.

Die Titelrolle singt Arianna Vendittelli stets virtuos, aber mit einem gewissen schrillen Timbre. Alessandro De Marchi kennt das Stück, musiziert aus einer eigenen Neuedition, dennoch läuft das Ganze über 190 Minuten mit einem auf die Dauer störenden Überdruck ab. Ob Frauenverächter Lindoro, unerhörter Liebhaber Almoro oder polternder Diener Pantano, alle sind meistens in übertriebener Weise erregt.

Richard Lorber



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Leclair: Scylla et Glaucus; Mathias Vidal, Chiara Skerath, Florie Valiquette, Il Giardino d'Amore, Stefan Plewniak (2021); Chateau de Versailles (3CDs)

„Scylla et Glaucus“ aus dem Jahr 1746 ist Leclairs einzige Oper. Dass er von Haus aus ein Geigenvirtuose war, merkt man an vielen Stellen, etwa an den orchesterbegleiteten Rezitativen, wenn die Instrumente prägnant das Geschehen kommentieren wie in „Il me fuit“, als Circe beklagt, dass Glaucus sie verlassen habe. Gleich danach singt sie eine koloraturenreiche Rachearie. Florie Valiquette macht die Partie mit ihrer Virtuosität und ihrem schönen Timbre zur eigentlichen Hauptrolle.

Glaucus ist in der Darstellung von Mathias Vidal ein sensibler, extrovertierter Liebhaber, der zwischen der Zauberin Circe und der Nymphe Scylla steht, auf die er es eigentlich abgesehen hat, die ihm zunächst aber noch ablehnend begegnet. Sein stimmliches Mittel ist ein äußerst flexibler dramatisch-gesanglicher Sprechton. Chiara Skerath als Scylla entfaltet ihre Qualitäten in dieser Aufnahme nur an der Stelle, wo sie in einem verführerischen Melisma Glaucus weismachen will, Liebe sei nichts als Täuschung.

In den zahlreichen Chornummern und Instrumentaltänzen zeigt sich Leclair als ein Orchestermagier, der Rameau in nichts nachsteht, etwa als Circe Glaucus willkommen heißen will und sich zu einer Passacaille ein anmutiger Reigen entfaltet, an dem sich auch Circes Minister mit ihren Sopranstimmen beteiligen. Das Ganze wird getragen von dem hervorragenden Chor und dem Orchester der polnischen Musiker von „Il Giardino d'Amore“ unter Stefan Plewniak, die die facettenreiche Partitur von Leclair von der markanten Ouvertüre bis zur geräuschhaft-kriegerischen Schlussinfonie so spielen, als hätten sie nie etwas anderes getan, als französische Barockmusik aufzuführen.

Richard Lorber



Musik
★★★★
Klang
★★★★

A Tribute To Pauline Viardot. Gluck, Rossini, Bellini, Donizetti: Arien; Marina Viotti, Les Talens Lyriques, Christophe Rousset (2021); Aparté

Sie war nicht sonderlich hübsch, aber sie muss über Charme verfügt haben. Und vor allem über eine exzeptionelle Stimme. So trat die polyglotte Spanierin Pauline Garcia (1821–1910) aus dem Schatten ihres berühmten Vaters Manuel (erster Graf im „Barbier von Sevilla“) sowie ihrer früh verstorbenen älteren Schwester Maria Malibran und wurde von Paris aus eine der berühmtesten Sängerinnen ihrer Zeit. Sie inspirierte Berlioz und Saint-Saëns, Halévy, Gounod und Massenet. Sie verheiratete sich mit dem Hispanisten und Kunstsammler Louis Viardot und pflegte eine Beziehung mit dem russischen Schriftsteller Iwan Turgenew.

Sie war enge Rossini-Freundin, komponierte selbst und pflegte in Paris wie Baden-Baden einen Musiksalon. Dietrich Fischer-Dieskau wurde schon 1990 ihr Biograf, Orlando Figes widmete ihr 2019 den Bestseller „The Europeans“ über „drei kosmopolitische Leben und die Entstehung europäischer Kultur“. Schade, dass Cecilia Bartoli, die schon der Malibran eine Hommage aus Liederabend, CD und Oper bereitet hat, ihr für 2020 geplantes Salzburger Viardot-Festival wegen Corona absagen musste.

Stattdessen gibt es jetzt – bis hin zur Coververkleidung – „A Tribute To Pauline Viardot“ von einer anderen Musiker-Tochter und Schwester: Marina Viotti. Die wird mit ihren nur ordentlichen Stimmqualitäten samt scharfem, wenig besonderem Timbre diesen berühmten Arien von zudem Gluck, Bellini und Donizetti nur annähernd gerecht. Wo ein etwas überforderter Mezzo nachbuchstabiert, malen immerhin Les Talens Lyriques unter dem hier im 19. Jahrhundert gar nicht fremdelnden Christophe Rousset fantasievollere Instrumentalkringel.

Manuel Brug



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Lortzing: Zum Groß-Admiral; Anett Fritsch, Lavinia Dames, Julia Sophie Wagner, Bernhard Berchtold, Münchner Rundfunkorchester, Ulf Schirmer (2019); cpo (2CDs)

Irgendwie kommt einem manches hier bekannt vor. Aber nein, trotz einem in der Kneipe spielenden Akt und als Matrosen verkleideten Adligen, das ist keine Neuauflage von Albert Lortzings leider auch schon langsam aus den Spielplänen entwindendem Dauerseller „Zar und Zimmermann“. Der so schmerzlich von den Repertoirelisten getilgte Spieloper-Könner wird hier seit Langem mal wieder mittels einer wichtigen sorgfältig produzierten Gesamtaufnahme beleuchtet.

Die gilt einem unbekannten Opus, dem selbst getexteten Dreiakter „Zum Groß-Admiral“, 1847 in Leipzig uraufgeführt. Mit dem Titel ist jene Hafenkneipe gemeint, in der der Graf von Rochester seine Nichte wiederfindet. Die Folgen dieses Umstands sind vielfältig: Diese Betty darf ihren Galan heiraten, den ebenfalls verkleideten Pagen Eduard. Und Rochester bekommt seine Geliebte von der englischen Kronprinzessin Catharina zugeführt, weil er es geschafft hat, ihren gern seitenspringenden Gatten Heinrich wieder thronwürdig zu machen und in ihre Arme zurückzulenken. Das alles ereignet sich so wohlklingend wie gewitzt, patriotisch wie sentimental.

Ulf Schirmer und das Münchner Rundfunkorchester finden den zupackenden Lortzing-Tonfall. Und das Vokalensemble strahlt in idealer Fülle, Anett Fritsch als ihre hoffähigen Arienverzerrungen auskostende Prinzessin wie Bernhard Berchtold als ihr tenortirilierender Ehemann, Julia Sophie Wagner (Eduard) und Lavinia Dames (Betty) klingen einfach amourös. Für dunkelstimmig rustikale Schwere sorgen Jonathan Michie als Spielmacher Graf von Rochester und Martin Blasius als Gastwirt und Betty-Onkel. Höchst originell und vergnüglich!

Manuel Brug



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Tippett: A Midsummer Marriage; London Philharmonic Choir, English National Opera Chorus, London Philharmonic Orchestra, Edward Gardner (2021); LPO (3CDs)

Die fünf Opern von Michael Tippett (1905–1998) haben es selten über die britischen Inseln hinaus geschafft. Die erste, „The Midsummer Marriage“, hatte als eine Art moderne „Zauberflöte“ mit einem zu Prüfungen vorgesehenen hohen wie niederen Paar, über denen der Fischerkönig waltet, 1955 mit immerhin Joan Sutherland am Royal Opera House Premiere. Doch selbst im Vereinigten Königreich liegt die letzte Aufführung des stimmungsvoll impressionistischen, mit vielen Tänzen durchwirkten, freilich auch ein wenig blässlichen Stückes mit viel C.-G.-Jung-Psychokram schon wieder 17 Jahre zurück.

In Deutschland wurde der Dreiakter zuletzt 1998 in der Peter-Jonas-Zeit an der Bayerischen Staatsoper gegeben. Umso schöner, dass jetzt immer beim eigenen Label der hervorragende Mitschnitt einer Konzertaufführung vom Herbst 2021 mit dem London Symphony Orchestra vorliegt. Und nicht nur kommt der mit für heutige Verhältnisse sorgfältigem Beiheft samt Libretto zum Käufer; mit dem auch verbal eine Tippett-Lanze brechenden Edward Gardner steht einer der kompetentesten Klangverwalter englischer Musik am Pult, der mit behend-lässiger Hand die schillernd-lyrischen Naturstimmungen dieser immer sehr britisch dezenten Partitur aufscheinen lässt.

Das Orchester spielt das toll, und fein ist auch die hier aufgebotene Garde englischer Sänger: der leichtgewichtige Tenor Robert Murray und die souveräne Rachel Nicholls sind Mark und Jenifer. Jennifer France und Toby Spence fühlen sich als komisches Duo Bella und Jack vokalwohl. Ashley Riches ist der sonore King Fisher, und Mezzosopranistin Claire Barnett-Jones schwingt sich schnell ein als Wahrsagerin Sosostis.

Manuel Brug